

Vom Konzertsaal ins Cabaret

KONZERT Das Musikkollegium geht fremd. Bei «*Chez Bilitis*» gab es sich dem Vergnügen in aparten Besetzungen hin: Mit Harfen, Flöten, Klavier und Poesie ging das neue Konzertformat «MKW im Hof» in die zweite Runde.

Für Neugierige ist die neue Eventbude an der Wartstrasse noch zu entdecken, die treuen Konzertbesucher des Musikkollegiums mochten ein wenig Schwellenangst haben: Neben dem Eingang zum Neuwiesenhof kündigte am Donnerstag ein Leuchtfenster das Etablissement «*Chez Bilitis*» an, über der Tür glühte ein rotes Lämpchen, drinnen ging es, am tätowierten Rausschmeisser und adretten Empfangsdamen vorbei, ins schummrige Cabaret mit Bistrotischen, Bartresen und dem vielversprechenden, von Rotlicht gesäumten Bühnenportal.

Das Musikkollegium, das sich als eine der traditionsreichsten musikalischen Institutionen Europas bezeichnet, hat sich nicht plötzlich dem ältesten Gewerbe verschrieben, sondern tut einfach, was in der Szene Trend ist: Klassik im Club – ein lockeres Format, das die altehrwürdige klassische Musik neu präsentiert – soll die Schwelle des Konzertsals für ein neues Publikum ebnen. Um den alten Wein in neuen Schläuchen geht es dabei aber nicht: Auch die Musik kann im neuen Ambiente wieder gären.

Der Abend rund um Claude Debussys Musik zu den «*Chansons de Bilitis*» passte zum späten Konzertbeginn: Um 21 Uhr sind die Wünsche des Tages erloschen und die Wünsche der Nacht erwacht. Und um einen Traum handelt es sich bei den Gedichten und der lyrischen Prosa des Belgiers Pierre Louÿs (1870–1925), der sich in die antike Welt freier Sinnlichkeit zurückträumte.

Utopische Sinnlichkeit

Er träumte so gut, dass er sein Werk als Übersetzung von Gedichten einer wieder entdeckten Dichterin des alten Griechen-

land, quasi einer Schwester Sapphos, ausgeben konnte.

Man glaubte den Schwindel – auch weil der Traum in der Luft lag: Claude Debussys epochales Werk «*L'après-midi d'un faune*», ein klangsinnliches Ereignis, erlebte seine Uraufführung 1894, im selben Jahr, wie auch Pierre Louÿs' Buch erschien. In poetischer Form beschreibt darin Bilitis ihr Leben, vom sexuellen Erwachen zur Erfahrung männlicher Brutalität und der Zärtlichkeit homoerotischer Beziehungen.

Debussy vertonte drei Gedichte aus «*Bilitis*». Für eine Lesung schuf er später die «*Szenische Musik* zu zwölf Gedichten für eine Sprecherin, zwei Flöten, zwei Harfen und Celesta». Auf dieses Stück hin war die Dramaturgie des Abends (Anna Caderas und Laura Nötzli) angelegt. Dessen spezielle, eben impressionistische Besetzung und die musikalische Epoche bestimmten das Weitere.

Musik und Text

«Ich habe meine Kleider abgelegt, um auf einen Baum steigen zu können. Meine nackten Schenkel glitten über die glatte und feuchte Rinde...» – fast prosaisch schlicht und doch melodisch schwebend beginnt Irene Godel die Rezitation und weckt leicht die Imagination vom Wind im Baum und den Tropfen, die von den Blättern auf den Körper des Mädchens fallen. Mit Maurice Ravel's «*Introduction et Allegro*» (1905) in der Fassung für Klavier und Harfe rauscht es dann gleich weiter in den Glissandi, und die Arpeggien klingen wie Tropfen im sensiblen Spiel von Katrin Bamert und ihrem Begleiter am Klavier, Rafael Rütli. Solch unmittelbar einleuchtende Korrespondenz von Musik und Poe-



Klassik auf der Bühne des Neuwiesenhofs. Der Flötist Dimitri Vecchi und die Harfenistinnen Katrin Bamert und Consuelo Giulianelli.

Madeleine Schoder

sie stellte sich immer wieder ein. Aber eng an das Bilitis-Thema hielt sich der Wechsel von Gedicht und musikalischem Vortrag nicht.

Und weil der Raum doch sehr auf die erotische Szenerie fokussierte, irritierte der geisterhafte Auftritt J. S. Bachs, den der Organist, Pianist und Komponist Césaire Franck mit «*Prélude, Fugue et Variation*» op. 18 um 1860 unverkennbar beschworen hatte. Katrin Bamert und Consuelo Giulianelli, die Francks Werk in einer Fassung für zwei Harfen spielten, liessen dessen erhabenen Musiziergeist leuchten. Joseph von Eichendorffs Weihnachtsge-

dicht, das Irene Godel anschliessend rezitierte, setzte dann auch poetisch den abendländischen Kontrapunkt zur antikisierenden Sinnlichkeit des Impressionismus. Und es ging eben auch ums Musizieren an sich: Mit grosser pianistischer Bravour spielte Rafael Rütli Ravel's «*Alborada del gracioso*», und die Flötistin Nollwenn Bargin zog in schlanker wie intensiver Tongebung mit Albert Roussels expressiven «*Joueurs de flûte*» von 1924 in den Bann.

Auch der literarische Kreis öffnete sich ins 20. Jahrhundert, Paul Eluard, die argentinische Dichterin Alejandra Pizarnik kamen zu Wort – mehr raunend als

erhellend im schummrigen Ambiente, in dem prosaische Hörsaalmerkungen aber auch deplatziert gewesen wären.

Eine Einladung zum Bleiben

Mit Debussy und der allbekannteren «*Syrinx*» für Flöte solo ging es aber vom Konzertsaal wieder ins «*Chez Bilitis*». Dimitri Vecchi spielte das Stück mit viel Flair für das Gleitende und sehnsüchtig Schmachtende des Stücks. Er kam dabei durch den Raum geschritten, hinter ihm die Sprecherin, die sich an ein Tischchen setzte. Die poetische Stimme aus dem Off war jetzt gegenwärtig, der Klang der Harfen und Flöten

erweiterte sich um den Glockenklang der Celesta: Das Bilitis-Finale löste reizvoll ein, was der Beginn versprochen hatte.

Man wird den Abend mit seinem Ambiente nicht so schnell vergessen. Die Inszenierung, ein Semesterprojekt der Hochschule Nordwestschweiz, steckte voller origineller dekorativer Ideen und scheute keinen Aufwand. Die Frage, ob der musikalisch-literarische Abend zu aufwendig oder zu wenig konsequent durchgestaltet war, konnte man stellen oder bleiben lassen. Der Applaus war gross, und die Afterparty lud zum Bleiben ein.

Herbert Büttiker

«Diese Frage ist dreimal so gescheit wie ich»

KANTI IM LEE Der Zürcher Schriftsteller Thomas Meyer provoziert gern. Gestern stellte er sich in der Kanti Im Lee den Fragen der angehenden Maturanden.

Zu Beginn fällt Thomas Meyer gleich einen populistischen Entschluss. In der Frage, ob die Diskussion auf Hochdeutsch oder Schweizerdeutsch geführt werden solle, erkennt er eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem «Auftraggeber», also den Deutschlehrern der Kanti Im Lee, und dem «Volk» und schlägt sich auf die Seite des Letzteren. Keine schlechte Wahl, wie sich in der Folge zeigt, denn der sich daraus ergebende lockere Tonfall der Unterhaltung kommt seiner offenen Art, in der er selbst über private Dinge wie schiefgelaufene Beziehungen spricht, entgegen.

Schülerinnen und Schüler aus acht Klassen haben sich mit dem Zürcher Schriftsteller beschäftigt, sie haben seinen Roman «*Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse*», Interviews und Kolumnen gelesen. Der 2012 erschienene Roman war sein erster; inzwischen ist ein zweiter erschienen, «*Rechnung über meine Dukaten*». Geschildert wird der Aufbruch eines jungen orthodoxen Juden, der die engen familiären Verhältnisse verlässt, um einen eigenen Lebensweg zu finden. Und vor allem um den Verkupp-

lungsversuchen einer Mutter zu entgehen, die das jüdische Klischee der überfürsorglichen Mutter mehr als erfüllt. Stattdessen schläft er lieber mit der schönen «*Schickse*», einer Nichtjüdin, in die er schon lange verliebt ist. Die Sprache des Icherzählers ist mit jiddischen Ausdrücken durchsetzt – was grossen Anteil hat am Charme, den das Buch ausstrahlt. Meyer hat dafür Wör-

terbücher konsultiert; das Jiddische, das seine Eltern sprachen, sei rudimentär gewesen, antwortet er auf die Frage, wie viel er für das Buch recherchiert habe. Weder er noch seine Mutter seien religiös aufgewachsen, das Buch sei nicht autobiografisch.

Klischees und Antisemitismus

Auch über die Lebensweise orthodoxer Juden hat er sich aus

Büchern informiert. Was hat ihn zum Roman inspiriert? Fördern seine teilweise krass überzeichneten Figuren nicht den Antisemitismus? Stimmt es, dass Juden grosse Nasen haben? Anderthalb Stunden lang beantwortet Meyer Fragen. Er tut es mit Witz und Schlagfertigkeit, mitunter kokett. Der Schriftsteller mit Jahrgang 1974 provoziert gern und kann auch selbst Provokationen

entgegennehmen, ja, er scheint das sogar zu lieben. Im Grunde wäre er damit wohl der ideale Deutschlehrer. «Sie schon wieder», sagt er zur Schülerin, die erneut eine Frage stellt. «Sie reden schon die ganze Zeit», gibt diese zurück.

Die Schüler haben sich wirklich gut vorbereitet, zumindest jene in den vordersten Reihen, die das Gespräch bestreiten. Da kann es vorkommen, dass Meyer eine Frage nicht versteht, weil etwas viel hineingepackt wurde. «Diese Frage ist dreimal so gescheit wie ich», lautet die Antwort dann. Oder auch: «Das ist eine hochneurotische Überinterpretation.»

Das Buch entstand aus einer Kolumne heraus, an der Meyer dann immer weiter geschrieben hat. Dass der Roman viel mit seiner eigenen Geschichte zu tun habe, selbst wenn er nicht mit seiner Hauptfigur identisch sei, das habe ihm später seine Therapeutin gesagt: «Ich musste mich tatsächlich stark gegen meine Eltern zur Wehr setzen.» Breiten Raum nimmt das Thema Antisemitismus ein. Hier macht der Autor klar, wie abwegig die verbreitete Ansicht ist, die Juden seien mitverantwortlich dafür und der Hass liesse sich verhindern, wenn sie sich anders verhielten: «Das spielt alles keine Rolle. Denn wer eine Überzeugung hat, der findet immer einen Beweis dafür.» Da hinter stecke der Frust von Leu-

ten, die zu kurz gekommen seien. Das passt gut zu Meyers Einsicht, dass man auf sein Wohlbefinden achten sollte, statt zu versuchen, einem Ideal zu entsprechen.

Ein Aufklärer

Meyer wirkt sehr authentisch, gerade weil er die Auseinandersetzung sucht und Spass daran hat. Mit dieser offenen, eigenständigen Denkweise, zu der auch der Protagonist des Romans am Ende findet, wirkt Meyer tatsächlich aufklärerisch, auch wenn er mehrmals beteuert, keine Botschaft zu haben und keine Lehre verbreiten zu wollen. Eine Absage erteilt er auch der «akademischen Krankheit», in den Büchern nach einer tieferen Bedeutung zu suchen: «Vielleicht ist es einfach eine Geschichte.»

In seinem nächsten Buch, über das er in Interviews bereits gesprochen hat, wird zumindest ein Lebensrat vermittelt: Es beruht auf den Erfahrungen, die Meyer in seiner Ehe gemacht hat, und trägt den Arbeitstitel «*Trennt euch!*». Diese Ehe habe sich zügig zum «*Existenzkampf*» entwickelt. «Wir haben auch nicht denselben Humor. Also, ich habe einen und sie hat keinen.»

Gewisse Dinge müsse man zuspitzen, wenn man gehört werden wolle, gibt Meyer am Schluss zu. Und ruft in den Saal: «Bleibt gescheit, lustig und kritisch. Und hört auf zu rauchen.»

Helmut Dworschak



Der Schriftsteller Thomas Meyer liebt und sucht die Auseinandersetzung.

Madeleine Schoder